

3.3 Paradigmen der Konstitutionsbedingungen von Stegreiferzählungen

Haupt Herausforderung einer Grundlagenforschung, die um eine Zusammenführung verschiedener, bewährter Forschungsparadigmen zum gleichen Gegenstand bemüht ist, ist sicherlich die Vereinbarung unterschiedlicher methodologischer Erwartungen. Zu Stegreiferzählungen sind insbesondere zwei Annahmen etabliert, die jedoch einander in Frage stellen: Als *Paradigma der Erzählemergenz* bezeichne ich die methodologischen Konzeptionen, die als Konstitutionsbedingung des freien Erzählens von einer dynamischen Selbstläufigkeit ausgehen. Im Erzählen verliere das Subjekt die bewusste Kontrolle über den Erzählfluss, Relevanzsetzungsprozesse organisierten sich entscheidend ohne bewusste Entscheidung und ohnehin handle es sich um einen „Strom des Nacherlebens“, der die konkrete Erzählsituation transzendiere. Eine andere Perspektive legen methodologische Konzeptionen an, die sich als *Paradigma der interaktiven Hervorbringung* bezeichnen lassen. Diese sehen die Konstitutionsbedingung wesentlich in der Erzählsituation, die als zwischenmenschliche Kommunikation niemals frei sein könne von Adressierung und Interaktion, so dass das soziale Gegenüber unvermeidlich Einfluss auf das Erzählen nähme, die Erzählenden dieses berücksichtigen und ihre Darstellung auf dieses zugeschnitten würden. Beiden Paradigmen ist gemeinsam, dass ihre Vorannahmen zwangsläufig zu der Auffassung führen, dass Erzählen insofern nicht wiederholt werden kann, als es sich angesichts der unterschiedlich begründeten unbewussten Einflussfaktoren um je neue, also emergente, Erzählprozesse handle. Die Wiedererzählforschung konfrontiert jedoch beide Annahmen mit der Tatsache, wie deutlich Erzählen den verschiedensten Emergenzeffekten trotzen kann. Ich bezeichne die daraus entwickelten Annahmen zu den Konstitutionsbedingungen als *Paradigma der Vorgeformtheit*.

Tatsächlich erweisen sich alle drei Paradigmen als notwendig, um autobiographisches Wiedererzählen zu verstehen und erklären zu können. Im Folgenden stelle ich diese zunächst im Einzelnen dar, um im Anschluss mit dem *passing stranger-effect* (Rubin 1974) einen Vorschlag der Vereinbarkeit dieser widerstreitenden Annahmen zu entwickeln.

3.3.1 Das Paradigma der Erzählemergenz

Das methodologische Fundament des narrativen Interviews als Erhebungsmethode ist die empirische Beobachtung der Selbstläufigkeit von Erzählen im Stegreif. Diese Eigendynamik offener Selbsterzählungen wurde von Fritz Schütze als Verlust an Selbstkontrolle gedeutet mit der Schlussfolgerung, dass „der Erzähler stets mehr in ihnen ausdrückt, als er anfänglich ausdrücken wollte“ (Schütze 1987: 197). Gabriele Rosenthal und Wolfram Fischer-Rosenthal 1997 beschreiben diese Dynamik anschaulich:

Können die Gesprächspartner dagegen ohne Interventionen erzählen, ergibt sich das umgekehrte Phänomen: Von Geschichte zu Geschichte werden die Erzählungen detaillierter, aus dem Gedächtnis des Erzählers tauchen mehr und mehr Einzelheiten und Erlebnisse auf. Während ein Erzähler am Anfang einer Lebenserzählung vielleicht noch überlegen muss, was er aus seinen Erinnerungen auswählt, was zum Thema gehört

bzw. was für den Interviewer interessant sein könnte, läßt mit einsetzendem Erzählfluß diese Selbstkontrolle zunehmend nach. (Rosenthal und Fischer-Rosenthal 1997: 144)

Diese Tendenz zur *Detaillierung* dient aber auch der intersubjektiven Zugänglichkeit zu den eigenen Ausführungen. Werner Kallmeyer und Fritz Schütze 1977 prägten für diese Notwendigkeit, das eigene Erzählen durch ergänzende und weiterführende Darstellungen nachvollziehbarer und verständlicher zu gestalten,¹⁶ den Begriff *Detaillierungszwang*. Als diesem entgegenwirkend benennen sie den *Kondensierungszwang* (oder auch *Relevanzfestlegungszwang*), durch den sich reguliere, dass erzählzeit- und aufmerksamkeitsökonomisch nur so viel wie nötig und so wenig wie möglich erzählt werde. Als Drittes zählen sie den *Gestaltschließungszwang* zu den *Zugzwängen des Erzählens*,¹⁷ womit sie die Notwendigkeit benennen, eine begonnene Geschichte nicht einfach abubrechen zu können, sondern in aller Regel zu einem Abschluss bringen zu müssen. Erst so sei Erzählwürdigkeit sicher zu stellen und zu vermeiden, „dass der Zuhörer auf das Erzählte mit *so what?* reagiert, also mit Unverständnis darüber, warum es erzählt wurde.“ (Gülich/Mondada 2020 [2008]: 40, Herv. i. O.).

Diese *Zugzwänge des Erzählens* (vgl. Griese 2008, Schütze 1982: 571ff., Schütze 1984) bezeichnet Thomas Göymen-Steck 2009 gemeinsam mit Schützes Modell der *kognitiven Figuren* als „soziale Grammatiken der Erzählung“ (Göymen-Steck 2009: 137, Fußnote). Während die sogenannten *kognitiven Figuren* eher der Vorgeformtheit der Stegreiferzählung zuzuordnen sind (vgl. 3.3.2), sind es gerade diese *Zugzwänge*, mit denen sich die eigentümliche Erzähldynamik, wie sie sich insbesondere beim Narrativen Interview entfaltet, beschreiben lässt. Aus ihnen resultiert „[d]as Gestaltungsstranszendente, Situationsemergente, Kreative der Erzähldynamik“ (Schütze 1987, ebd.: 205), die für Schütze das Charakteristische der Stegreiferzählung ist, auf die die Erhebungsmethode des biographisch-narrativen Interviews ziele. Ermöglicht werde diese durch den „narrativen Strom des Nacherlebens seiner Erfahrungen“:

Das Gelingen eines autobiographisch-narrativen Interviews setzt voraus, daß der Informant akzeptiert, sich dem narrativen Strom des Nacherlebens seiner Erfahrungen zu überlassen, und daß er keine kalkulierte, vorbereitete bzw. zu Legitimationszwecken bereits oftmals präsentierte Geschichte zur Erzählfolie nimmt. Das Ergebnis eines gelingenden autobiographisch-narrativen Interviews ist also eine *Stegreiferzählung des selbsterfahrenen Lebensablaufs*. Aufgrund der Wirksamkeit der Zugzwänge des Stegreiferzählens (Schütze 1982) rekapituliert ein derart gelungenes autobiographisch-narratives Interview die in den entsprechenden Lebensphasen erfahrenen

16 Peter Alheit veranschaulicht: „Um in die ‚Welt‘ des Erzählers versetzt zu werden, braucht der Zuhörer jedoch mehr als das dürrtige Gerippe des damaligen Geschehens. Er muß die Szene kennen, die Zeiträume, die durchlaufen wurden. Er muß sich Mitakteure und Kontrahenten vorstellen können. Er muß sich ein ‚Bild‘ machen von der Situation, auf die sich der Erzähler bezieht. Dazu sind Einzelheiten notwendig.“ (Alheit 1984: 4)

17 Pathologisierende Assoziationen, die sich beim Begriff „Zwang“ aufdrängen können, sind insofern unbegründet als Kallmeyer und Schütze sich mit „Zugzwang“ auf das Schachspiel beziehen. Schütze 2007 reflektiert ausführlich das Problem, diesen Begriff ins Englische zu übertragen, dessen Schachterminologie kein sinnerhaltendes Analogon vorsieht (vgl. ebd.: 112f.).

Erlebnisströme nicht nur durch *Darstellungsinhalte*, sondern auch durch *die Art, wie vom Informanten die Darstellung vorgenommen wird*. (Schütze 1984: 78, Herv. i. O.)

Schütze stellt dem methodischen Erfolg des „narrativen Strom des Nacherlebens“ somit methodisch Unerwünschtes gegenüber, das er charakterisiert als „kalkulierte, vorbereitete bzw. [...] bereits oftmals präsentierte Geschichte“, die als etwas diene, was er als *Erzählfolie* bezeichnet. Ivonne Küsters bezieht sich auf diese Formulierung und spricht bei der Vermutung, dass „der Befragte [...] eventuell sogar entlang einer zuvor bereits bestehenden ‚Erzählfolie‘ gesprochen hat“, von einer gescheiterten Erhebung, denn „kurz gesagt: misslungen sind Interviews ohne Stegreiferzählung“ (Küsters 2006: 66). In einem Aufsatz von Dieter Nittel findet sich die gleiche Charakterisierung mit dem Begriff *Repertoiregeschichte*. Ein erstes Mal verwendet er diesen in einer Replik auf die aus seiner Sicht zu pauschale Kritik Harald Welzers an Interviewformen:

Für ihn [sc. Harald Welzer] ist das Zeitzeugeninterview offenbar ein in sich geschlossener Erhebungstyp, der ein gleichbleibend unzuverlässiges Datenmaterial erzeugt. Ob es sich um Zeitzeugen handelt, die *schon mehrfach befragt* worden sind und *Repertoiregeschichten* erzählen, oder um Zeitzeugen, die *zum ersten Mal* berichten – das alles ist ihm genau so gleichgültig wie die Frage nach dem Alter der Befragten oder danach, ob es sich um traumatisierte Informanten handelt oder um Zeitzeugen, die über moralisch heikle Erfahrungen berichten. (Nittel 2008: 81, Herv. d. Verf.)

Repertoiregeschichten resultierten aus dem Umstand, „schon mehrfach befragt worden“ zu sein und seien zu unterscheiden von Darstellungen, die „zum ersten Mal“ erfolgten. Die unterschiedliche Wertung, die sich hier bereits implizit andeutet, expliziert Nittel an späterer Stelle:

Auch die von uns gesammelten Projekterfahrungen mit über 150 autobiographisch-narrativen Interviews zeigen, dass das Forschungssetting und die anschließenden formalen Prüfstrategien einen zuverlässigen Schutzmechanismus enthalten, um *Repertoiregeschichten, inszenierten Erzählungen* oder *gar ausgedachten Geschichten* auf die Schliche zu kommen. (Ebd.: 95, Herv. d. Verf.)

Es spräche somit gerade für die Wirkmächtigkeit der Methode, ein solches Untergraben der Stegreifprinzips entlarven zu können. Wiederholte Geschichten nennt er dabei gemeinsam mit Inszenierungen und Fiktionen.

Bemerkenswert ist, dass sowohl Schütze als auch Nittel ihre weitreichenden Annahmen auf Basis von Einmalserhebungen gewonnen haben und die Wiederholung der Stegreifmethode offenbar weder praktisch erprobten, noch hypothetisch reflektierten. Stattdessen rechnen sie mit der methodisch garantierten Möglichkeit, gewissermaßen echtes und authentisches, spontanes und bewusst nicht kontrollierbares Erzählen im Stegreif unterscheiden zu können von gewissermaßen gefälschtem und irreführenden, da vorbereitetem und dadurch künstlich kontrolliertem Erzählen. Nach dieser an Einmal Erzählungen gewonnenen Überzeugung, es müsse so etwas wie

„Erstmalserzählen“ geben,¹⁸ erscheint ihnen (mutmaßliches) Wiedererzählen als etwas, dem der Makel der Täuschung anhaftet.

Die empirische Arbeit mit Mehrfacherhebungen zeigt jedoch, dass sich eine solche theoretische Ächtung von Wiedererzählungen nicht halten lässt. *Repertoiregeschichten* sind nicht einfach nur unerwünschter Beifang einer Erhebung, die als gewissermaßen minderwertiges oder irreführendes Erzählmateriale fragwürdiger Qualität entdeckt und aussortiert werden müsste. Ebenso wenig sind wiederkehrende Strukturen und die Orientierung an *Erzählfolien* ein Anzeichen für eine gescheiterte Stegreiferzählung. Das Paradigma der situativen Erzählemergenz stößt deshalb insofern an Grenzen, als es vorstrukturierte und sich wiederholende Elemente als defizitäre Erzählphänomene betrachtet und damit deren Funktion, Wertigkeit und letztlich auch identitätsstabilisierende Leistung unterschätzt. Erst eine ressourcenorientierte Perspektive auf Phänomene der Wiederholung, die ohnehin erst durch Wiederbefragungen in ganzer Bandbreite sichtbar werden, ermöglicht ein wertneutrales Verständnis für die vielfältigen Darstellungsverfahren im Stegreiferzählen. Das Paradigma der Erzählemergenz, das insbesondere Phänomene der Selbstläufigkeit des (Wieder-)Erzählens erklären kann, ist somit um ein Paradigma der Vorgeformtheit zu ergänzen, um auch Phänomene der Wiederholung verstehen, erklären und auch würdigen zu können. Entscheidend ist der Befund, dass Erzählemergenzen und Selbstläufigkeiten eben nicht mit Erstmalserzählen gleichgesetzt werden darf und das „Erzählfolien“ und „Repertoiregeschichten“ der Eigendynamik des Erzählens nicht etwa zuwiderlaufen, sondern durch diese erst gelöst werden. Stegreiferzählen besteht eben ganz einfach auch daraus, auf ein „bewährtes“ Repertoire zurückzugreifen.

3.3.2 Das Paradigma der Vorgeformtheit

So unalltglich und in gewisser Hinsicht unnatürlich die Erzählsituation des biographisch-narrativen Interviews im Rahmen einer Forschungserhebung durch eine fremde Person auch ist: Die so befragten haben in aller Regel keine Schwierigkeiten, den autobiographischen Erzählauftrag zu erfüllen und im Stegreif eine Lebenserzählung zu leisten, selbst dann, wenn sie sich dies im Vorfeld selbst nicht zugetraut hätten (vgl. 4.2.1 Teilnahmereitschaft). Ein Hauptgrund für die scheinbare Mühelosigkeit in der Bewältigung der kommunikativen Aufgabe, das eigene Leben darzustellen, findet sich in der Möglichkeit, nicht nur im Hinblick auf die Konzeption des eigenen Redebeitrags auf soziale Konventionen und kulturelle Orientierungshilfen zurückgreifen zu können, sondern auch in der inhaltlichen Strukturierung und Ausgestaltung vielfache Ressourcen zur Verfügung zu haben.

Für das narrative Interview postulierte Schütze „die Ordnungsprinzipien der darstellungsmäßigen Erfahrungsrekapitulation“ (Schütze 1984: 80f.) und bezeichnete sie als *kognitive Figuren*. Er definiert sie als „die elementarsten Orientierungs- und Darstellungsraster für das, was in der Welt an Ereignissen und entsprechenden Erfahrungen aus der Sicht persönlichen Erlebens der Fall sein kann und was sich die

18 Auch ein Zitat Thure von Uexkülls, des Begründers der psychosomatischen Medizin, lässt auf die Annahme eines solchen Erstmalserzählens schließen: „Wenn wir unsere Wirklichkeit erzählen, erfinden wir sie jedes Mal neu. Eine Erzählung ist das Schicksal eines Menschen. Sie konstruiert ein Selbst.“ (von Uexküll zit. nach Otte 2001: 176)

Interaktionspartner als Plattform gemeinsamen Welterlebens wechselseitig als selbstverständlich unterstellen“ (ebd.). Erst sie garantierten die „formale Geordnetheit des Erzählens“, die sich in Segmentierung, Erzähllinienhierarchie, Ergebnisankündigung und Gesamtgestalt der Lebensgeschichte (ebd.: 108) ausdrücke und nachvollziehen lasse. Konkret benennt Schütze vier kognitive Figuren: Biographie- und Ereignisträger und ihre soziale Beziehung; Ereignis- und Erfahrungsverkettung; Lebensmilieu und schließlich die Gesamtgestalt der Lebensgeschichte. Gemeint sind damit die Selbstpositionierung der Erzählenden als Hauptfigur, die Darstellung von Ereignissen und Verläufen, die soziale Einbettung und der „Gesichtspunkt, unter welchem der Erzähler das Erfahrungsmaterial aufordnet“ (ebd.: 103), der sich als „bewertende Stellungnahme zu den wichtigsten Ergebnissen der Lebensgeschichte“ explizit ausdrücken kann. Solche erzähltheoretischen Gesetzmäßigkeiten liefern gewissermaßen die Erzählkonvention, in die hinein die eigene Erfahrung formuliert werden kann. Die Stegreif-erzählung mändert somit keineswegs ziellos und planlos umher, sondern wird durch kulturell vorgeprägte Konventionen und Erwartungserwartungen vorgespurt und reguliert. Zusätzlich stehen Erzählrepertoires und Erfahrungsreservoir bereit.

Beide Mechanismen, kulturell vorgeprägte Konventionen als auch die individuell verfügbaren Erzählrepertoires, lassen sich mit dem Begriff *Vorgeformtheit* fassen. Elisabeth Gülich 2007 charakterisiert die „Orientierung an vorgeformten Strukturen“ folgendermaßen: „Wir verstehen unter dem Begriff Vorgeformtheit sowohl konventionalisierte, sozial geteilte Formen als auch individuelle Routinen, die einzelne Sprecher angesichts von Interaktionsaufgaben herausbilden, mit denen sie wiederholt konfrontiert werden“ (Gülich 2020a [2007b]: 273). Es handele sich also um „ein Verfahren oder eine *Methode* (im konversationsanalytischen Sinne) zur Lösung konversationeller Formulierungs- und Verständigungsaufgaben“. Wiederkehrende Elemente seien allerdings keineswegs „Fertigteile“, die reproduziert und im Formulierungsprozess in ‚frei formulierten‘ Text eingesetzt“ werden. Stattdessen sei deren Einsatz „durchaus eine Formulierungs- und Verstehensleistung“, die entsprechend „produziert und interaktiv bearbeitet wird.“ Ein weiterer Vorschlag ist deshalb, Vorgeformtheit als „Orientierung am Modell“ zu verstehen und „konventionalisierte und individuelle Modelle“ zu unterscheiden. Schließlich handele es sich bei Vorgeformtheit um „ein graduales Phänomen, [...] das heißt, Äußerungen sind nicht entweder vorgeformt oder frei, sondern mehr oder weniger vorgeformt“ (alle Zitate ebd.: 273–274).

In ihrem Artikel von 2012 wenden Dagmar Barth-Weingarten, Elke Schumann und Rainer Wohlfahrt diese Grundlagen schließlich auf *retold stories* an, um lokale Wiedererzählungen aus Interview-Material zu untersuchen (vgl. 2.1.3). Im Sammelband *Wiedererzählen* (2015) widmet sich auch Heike Knerich der Zusammenführung von *Vorgeformtheit* und *Wiedererzählen*, gesteht jedoch ein, dass ihr „nicht zu allen Aspekten Daten vorliegen“, ihr Beitrag deshalb auf „daten- und literaturgestützte Überlegungen“ (Knerich 2015: 34) präsentiere. Sie unterscheidet fünf Aspekte der Vorgeformtheit, die sich in *retold stories* zeigen könnten. Diese Auflistung lässt sich nun auch für Lebensgeschichten nutzbar machen, notwendig ist dafür insbesondere die Einbeziehung des Aspektes *globalen* Wiedererzählens, der von Knerich in der üblichen Fokussierung auf *episodisches* Wiedererzählen nicht berücksichtigt wird. Folgende Tabelle zeigt meine Adaption:

Phänomene der Vorgeformtheit im Wiedererzählen (nach Knerich 2015: 39f.)	Adaption für Autobiographisches Wiedererzählen
<ul style="list-style-type: none"> · die Orientierung der Interagierenden an einem konventionalisierten Muster im Sinne einer rekonstruktiven kommunikativen Gattung, 	<ul style="list-style-type: none"> · Jeweilige Biographieauffassung, die evtl. in der Interaktion ausgehandelt wird, insbesondere aber kulturell als Selbstverständlichkeit und individuell von dem/der Befragten orientierend angewandt wird.
	<ul style="list-style-type: none"> · Globales Wiedererzählen. Also die Gangstruktur der lebensgeschichtlichen Gesamterzählung. (bisheriges Desiderat der Wiedererzählforschung, vgl. 2.3.1)
<ul style="list-style-type: none"> · die individuell rekurrente Rekonstruktion einer Episode auf immer die gleiche Weise bzw. als nachweisliche Orientierung an einem auf die gesamte Rekonstruktion bezogenen individuellen Modell, 	<ul style="list-style-type: none"> · Lokales Wiedererzählen. Also das Vorliegen einer Einzelereigniserzählung in mindestens zwei Versionen. (von Ferrara nicht berücksichtigter Typ same event – same point, im Falle von Umdeutung Typ same event – different point, vgl. 2.1.1.)
<ul style="list-style-type: none"> · die (rekurrente) Verwendung konventionalisierter sprachlicher Formen und Strukturen innerhalb von Wiedererzählungen, 	<ul style="list-style-type: none"> · Fokales Wiedererzählen.¹⁹ Also das wiederholte Auftreten von gleichen oder sehr ähnlichen Formulierungen. Am auffälligsten bei Redewiedergaben (vgl. 3.2.1).
<ul style="list-style-type: none"> · die Verwendung individuell vorgeformter sprachlicher Formen oder Strukturen innerhalb von retold stories, 	
<ul style="list-style-type: none"> · andere individuelle Modelle in Bezug auf retold stories wie eine immer gleiche Einbettung von lebensgeschichtlich oder situativ-thematisch relevanten Narrativen oder eine Leitmotivik 	<ul style="list-style-type: none"> · Formales Wiedererzählen durch strukturelle Vorgeformtheit. Also Episoden gleicher Form, aber unterschiedlichen Inhalts bzw. zu unterschiedlichen Ereignissen (Ferrara-Typ similar events – same theme bzw. twin tales, vgl. 2.1.1.)
	<ul style="list-style-type: none"> · Zonales Wiedererzählen. Also idiosynkratische Verkettung mehrerer Episoden (Ferrara-Typ different events – same point bzw. chained stories, vgl. 2.1.1.) oder Episoden-Reflexion-Kombinationen (vgl. Schlüsselfall Heberling), die sich wiederholen.
	<ul style="list-style-type: none"> · Biographisches Narrativ. Auf Ebene Eigen-theorie/life theory vorliegende Leitmotivik (Sacher 2015) oder Selbsttheorie bzw. Makronarrativ (Hardtke/Levitt/ Angus 2002: 304).

Während sich Aspekt drei und vier in Knerichs Liste zu fokalem Wiedererzählen also zusammenfassen lassen, ist insbesondere Aspekt fünf gewinnbringend auszudifferenzieren. So entsteht ein Fächer relevanter Aspekte, die zudem die zentralen Eigenschaften der Lebenserzählung als Einheit von *Chronik*, *Reinszenierung* und

19 Die Unterscheidung von konventionalisiert und individuell vorgeformt, die Knerich hier berücksichtigt, lässt sich vernachlässigen, wie Gülich 2007 ausführt: „Die Grenzen zwischen diesen beiden Typen von Vorgeformtheit sind fließend, sofern man die Formulierungsaktivitäten beschreibt: Für den Rekurs auf Vorgeformtes bei der Lösung von Formulierungsaufgaben macht es keinen Unterschied, ob es sich um konventionelle oder individuelle Vorgeformtheit handelt.“ (Gülich 2020a [2007b]: 273)

Eigentheorie abbilden: Der (Wieder-)Erzählsituation liegt ein Verständnis der kommunikativen Gattung zugrunde, an der sich die Beteiligten orientieren.²⁰ Im Falle des Narrativen Interviews wird mit der Einstiegsfrage nach der Lebensgeschichte ein kulturell vorgeprägtes – Nittel spricht von „gesellschaftlich präformiert“ (Nittel 2008: 91) – Verständnis dessen, worum es sich bei einer Lebensgeschichte handelt, abgerufen, welches dann aber individuell umgesetzt wird.²¹ Tilmann Habermas bezeichnet dieses Vorwissen, das die Grundstruktur von Lebenserzählungen vorgebe, als „kulturelles Biographiekonzept“ (Habermas 2006: [7]) bzw. *cultural concept of biography* (Habermas/Bluck 2000b: 131), das wohl nicht nur das Erzählen, sondern auch die mentale Organisation anleite (ebd.). *Globales Wiedererzählen* folgt diesem kulturvarianten Verständnis und orientiert sich an der *Chronik/life history*. Darin findet sich *lokales Wiedererzählen* in Form von *Reinszenierung/life stories* (entweder mehrere Versionen der gleichen Ereigniserzählung oder verschiedene in der gleichen Form erzählte Ereignisse), die ihrerseits fokales Wiedererzählen in Form deutlich paralleler Einzelformulierungen und Redewiedergaben enthalten. Zusätzlich zeigen sich als *zonales Wiedererzählen* mannigfaltige Verkettungsphänomene, die auch Einzelereigniserzählungen mit expliziten Darstellungselementen der *Eigentheorie/life theory* verknüpfen können.

Schließlich findet sich auf Ebene der *Eigentheorie/life theory* ein weiteres globales, implizit bleibendes Phänomen des Wiedererzählens, das ich als *Biographisches Narrativ* bezeichnen möchte. Während die zugrundeliegende Biographieauffassung die konventionalisierte Vorgeformtheit der kommunikativen Gattung beschrieb, zeigt sich hier deren individuelle Vorgeformtheit darin, worum es sich bei der eigenen

20 Werner Fuchs-Heinritz 2009 entwickelt eine „Liste von Orientierungsfolien und Formtraditionen, die biographische Kommunikation fundieren“ (ebd.: 26). Er zählt darunter „Beichte, Anamnese, Biographie und Autobiographie, Memoiren, Tagebuch, Brief, Lebenslauf, Akte, Laudation und Nachruf“ und einige mehr (ebd.: 26ff.). Entscheidend ist allerdings, dass die autobiographische Stegreiferzählung eine ganze Bandbreite an Gattungsbezügen aufweist, um „ihre angestrebte Funktion – Selbstdarstellung, Rechtfertigung, Anklage, Beweis, Belustigung, etc.“ (Lucius-Hoene/Deppermann 2004: 175) anzustreben.

21 Die der Lebenserzählung grundlegende *Biographieauffassung* zeigt deutliche Parallelen zwischen Biographie I/Lebensvollzug und Biographie II/Lebenserzählung. Deutlich wird das mit Begriffen wie *biographische Normalschemata* (Griese 2008) und *objektive Ablaufprogramme des Lebens* (Fischer/Kohli 1987). Griese 2008 bespricht diese als „Konzept der (männlichen) ‚Normalbiographie‘“ (ebd.: 143) und zählt zum Muster des „institutionalisierten Lebenslaufs in seiner kulturellen und historischen Prägung“ (ebd., Fußnote) die Stationen „Geburt → Kindergarten → Vorschule → (Grund-)Schule → Berufliche Ausbildung → Arbeitslosigkeit → Beruf bzw. (Fach-)Hochschule → Familiengründung → Beruf(swechsel) → Form des kritischen Lebensereignisses → Beruf → Verrentung/Ruhestand“ (ebd.). Dieses Muster kann auch die Stegreiferzählung zeitlich strukturieren. Henze/Kellner-Evers 2009 bezeichnen ein solches „institutionelles Ablaufmuster“ als „sozial vorgegebene Erwartungshorizonte, die dem Biographieträger gewisse Bewegungskorridore eröffnen oder verschließen“ (ebd.: 203, Fußnote). Habermas 2020 nennt „Statuspassagen wie Einschulung, erster Kuss, Führerschein, Abschluss der Berufsausbildung oder des Studiums sowie Heirat und die Geburt der Kinder und Enkel“ (ebd.: [2]) und sieht sie als „eine Art normatives Gerüst von Lebenserzählungen“ und zählt sie „zum kulturellen Konzept davon, wie eine Biografie auszusehen hat“ (ebd.). Kade/Nolda 2012 schließlich beziehen sich auf ein spezifisches Verständnis von *Lebenslauf* „als ein allgemeines Muster, das allen konkreten Lebensläufen in der Moderne zugrunde liegt. Dies kann individuell als ein kulturell verfügbares Schema zur Beschreibung des eigenen Lebens genutzt werden“ (Kade/Nolda 2012: 120).

Lebensgeschichte konkret handelt. Aber auch hier werden durchaus *ready mades* (Kraus 1999) und *ready made meanings* bzw. *ready-made stereotypical narratives* (Payne 2000: 21) eingesetzt,²² so dass die Grenzen zwischen kultureller Folie und idiosynkratischer *personal myth* (May) fließend sind.²³ Das biographische Narrativ ist so die eigentheoretische Botschaft, die implizit aus der Gesamterzählung „spricht“. Es ist die biographische Stimme des Autor-Ich bzw. Autobiographen-Ich, das die Ausführungen unter ein Motto stellt bzw. diesen eine „bestimmte ‚Moral‘ der Lebensgeschichte“ (Schütze 1984: 103) hinterlegt. Julia Sacher 2015 illustriert diese eigentheoretische Grundierung mit dem Begriff des *Leitmotivs*. Es handele sich dabei um ein „argumentatives Modell“ (ebd.: 83), mit dem „Sprecher bestimmte Facetten ihres sozialen Selbst in unterschiedlichen Zusammenhängen gleich oder ähnlich konstruieren“ (ebd.: 61). Dessen „argumentative Struktur erscheint individuell vorgeformt“ (ebd.: 83), diene dem *face-work* (Goffman) und funktioniere wie „eine Art narrative Schablone, in die unterschiedliche biographische Versatzstücke eingepasst werden“ (ebd.: 66). Während die meisten Publikationen „im Bereich Retellingforschung“ auf die Oberfläche der Darstellung zielten, also Wiedererzählen lediglich „anhand von Gemeinsamkeiten der Prosodie, Wortwahl, Syntax oder vergleichbarer oberflächennaher Phänomene“ verfolgten, könnten aber auch „auf Grundlage tieferliegender struktureller Phänomene Hinweise auf wiederholtes Erzählen gefunden werden“ (ebd.: 83). Im therapeutischen Kontext sprechen Karen Hardtke, Heidi Levitt und Lynne Angus 2002 mit Blick auf die Forschungsliteratur von der „Entwicklung der Selbsttheorie des Individuums, die wir auch Makronarrativ (*macronarrative*) des Klienten nennen“ (Hardtke/Levitt/Angus 2002: 304), für die „Schlüsselereignisse im episodischen Gedächtnis [...] als Schemata fungieren könnten“ (ebd.). Das Makronarrativ sei „ein vorbewusstes, durch Erfahrung geprägtes konzeptuelles System [...], das automatisch Erfahrungen strukturiert und Handlungen leitet“ (ebd.). Die therapeutische Schlüsselstrategie sei, dieses Makronarrativ von Klientinnen und Klienten über den Erzählauftrag von bedeutsamen Erinnerungen aufzudecken.

Grundsätzlich erinnert das Paradigma der Vorgeformtheit daran, dass allen Dimensionen der Lebenserzählung kulturelle und individuelle Modelle zugrunde liegen. Für das Verständnis davon, was eine Lebenserzählung ist und wie sich die eigene Lebensgeschichte darin einfügen lässt, was wie zu berichten, erzählen und zu beurteilen ist (und was nicht), stehen Vorbilder und Vorgänger, Vorerfahrungen in Form von „Formulierungserfahrungen aus früheren Kommunikationssituationen“

22 Wolfgang Kraus 1999 bezieht sich auf Gergen und Gergen 1988, die davon ausgehen, dass Erzählende durch Sozialisation lernen, „Lebensereignisse als Beständigkeiten, als Verbesserungen oder als Verschlechterungen zu interpretieren“ und mit etwas Training in der Lage seien, „das Leben als Tragödie, Komödie oder als romantische Saga zu sehen“ (Gergen/Gergen 1988: 33 zit. n. Kraus 1999, o.S). Orientierung bieten *shared master narratives* (Singer 2019: 195), die überwiegend medial vermittelt werden: „Myths, legends, fairytales, novels, plays, films, TV shows, newspapers, magazines, and social media are the cultural raw material from which each individual's unique life story is drawn.“ (Ebd.)

23 Solche Verflechtungen sind es, die das individuell-soziale Doppelgesicht von Lebenserzählungen ausmacht und „das soziale Konstrukt ‚Biographie‘“ (Fischer/Kohli 1987: 26) als Forschungsgegenstand auszeichnet: „Die individuelle Geschichte eines Menschen und die kollektive Geschichte, die subjektiven und die kollektiven Wirklichkeiten, durchdringen sich wechselseitig. Die Lebensgeschichte ist sowohl in ihrer Entwicklung als auch im gegenwärtigen deutenden Rückblick der BiographInnen immer beides zugleich: ein individuelles und ein soziales Produkt.“ (Rosenthal 2015: 172)

(Dausendschön-Gay/Gülich/Krafft 2007: 189) und narrative Vorversionen als Orientierungsfolien bereit. Hochproblematisch ist, wenn solche Vorbilder und Orientierungsfolien fehlen: „Für jede Kultur ist davon auszugehen, daß in ihr einige Formen von Geschichten wesentlich häufiger verwendet werden als andere“ (Kraus 1999: o.S.). Kulturelle Normerwartungen begünstigen bestimmte Geschichten, während „andere“ Geschichten nicht „passen“. Menschen mit Erfahrungen, für die keine – wie Kraus sie nennt – „verfügbaren Formen einer Narration des Selbst“ zur Verfügung stehen, entsteht so die Gefahr des *silencings*: Menschen mit Erfahrungen abseits kanonischer Normnarrative sind so mit höheren Hürden konfrontiert, Erzählbarkeit und -würdigkeit zu erreichen. Mögliche Folge ist ein „*untellable and silenced self*“ (McLean 2008: 11).²⁴

Dieser *Orientierung am Modell*, auf die das Konzept der Vorgeformtheit hinweist, sind viele Forschende auf verschiedenen Ebenen und aus verschiedenen Perspektiven nachgegangen, um bestimmte Regelmäßigkeiten auf Ebene der Lebenserzählung – oder gar auf Ebene der Lebensführung – zu fassen. Der Begriff, der dabei auffallend dominiert ist der des *Skriptes*. Er taucht häufig zur Beschreibung empirischer Phänomene des Wiedererzählens auf, beispielsweise in Formulierungen wie: „*some autobiographical recollections seem more scripted and rehearsed than others*“ (McAdams 2019: 209)“, „*The story was too good to be true [...] – too tight, too scripted, too rehearsed*“ (ebd.: 219) oder „*zu Skripten destillierten Erfahrungskomplexe*“ (Scheidt/Lucius-Hoene 2015: 238). Die Denkfigur des *Skriptes* illustriert somit eine Art des Vorbereitetseins, dem etwas von Automatisierung anhaftet. Formulierungen wie „*bei der der Klient ein gut einstudiertes Skript aufzusagen scheint*“ (Hardtke/Levitt/Angus 2002: 305) spielen damit, noch deutlicher die Metapher der Kassettenaufnahme: „*It was as if Shirley pushed a button in her mind, and the tape automatically played*“ (McAdams 2019: 209). McAdams 2019 differenziert den Skriptbegriff, wenn er in einer Interviewanalyse hervorhebt, es handele sich um „*stories that seemed to be especially well scripted in two different senses[:] [...] It seemed as if they had told these stories many times before. [...] Second, [they] told stories that tended to conform to a standard script that many listeners would expect American life stories to follow*“ (ebd.: 209). Eine Form von Skript entstünde demnach durch Wiederholung, eine andere Form von Skript stünde zugleich in Form konventionalisierter Vorbilder zur Verfügung. Einen dritten Anwendungsbereich deuten Pasupathi/Wainryb 2019 an, wenn sie die Aufgabe der Interviewenden in der Erhebungssituation beschreiben als „*moving the interview along the appropriate, scripted lines*“ und eine standardisierte Datenerhebung charakterisieren als: „*Interviewers introduce the chapter task to all participants in very similar, scripted*

24 Kate McLean 2008 führt aus: „*At the same time, and more provocatively, we can learn what society silences and what stories are untellable. Indeed, the narratives that cultures allow and encourage to emerge may not always match the personal narratives of the individual. For example, certain stories may be silenced, such as sexual abuse or rape [...], and certain people may be silenced, such as ethnic minority groups [...], women [...], or homosexuals [...]. Silencing refers to the explicit or implicit message that one's stories, and consequently, one's self, are not acceptable, interesting, or relevant, thus rendering one's voice unheard. Therefore, the canonical narrative in a given culture is given privilege and authority over the non-canonical narrative. Voice is given to those people who have personal narratives that match the canonical narrative, as their experiences are both socially accepted and assumed. Conversely, those people who cannot identify with the canonical narrative have experiences that are silenced.*“ (Ebd.: 11, Literaturhinweise entfernt)

ways“ (ebd.: 188). Eine vierte Bedeutungsdimension deutet sich schließlich an, wenn die Rede davon ist, ein Teilnehmer „appears to have led a less scripted life“ (Fivush/Habermas/Reese 2019: 163f.), der Begriff des „Skriptes“ also nicht auf Ebene des Erzählens, sondern auf Ebene des Lebensvollzugs verwendet wird.

Zwischen diesen vier – und noch weiteren – Bedeutungen zerbricht der allgegenwärtige Begriff des Skriptes, der mal auf Ebene des Lebensvollzugs als „angeborene Verlaufserwartungen“ (Eibl 2003: 578) in Form von „vorliegenden Schemata oder Skripten, die mit unseren eigenen Daten gefüllt werden“ (ebd.: 586) oder – in der Transaktionsanalyse – als eine Art „vorbewußten Plan oder Programm“ (Schlegel 1988: 171) in Form eines „Lebensplans“ festlegt, wie „jemand seine Rolle im Leben spielen wird, [ein] Skript, also Rollentext“ (ebd.). An anderen Stellen geht es

- mal um scripts als „standardisierte Drehbücher für soziale Situationen“ (Habermas 2006: [4f.]),
- mal um „cultural scripts, known as ‚master narratives‘ are shared stories within specific cultures“ (Blackie/Colgan/McDonald/McLean 2020: [4]),
- mal um *narrative scripts*, beispielsweise in Form eines „Jewish American life script“ (McLean/Köber/Haraldsson 2019: 152) oder als *redemption* oder *contamination scripts* (Singer et al. 2012: (8), Singer 2019: 201f.), oder als „the ‚same old story‘“ (Singer et al. 2012: [9]),
- mal um „Skripts als gesellschaftliche, kulturell vorrätige, sprachliche Muster der Identitätskonstruktion“ (Leitner referiert von Griese 2008: 136),
- mal um *life scripts* als „culturally shared expectations as to the order and timing of life events in a prototypical life course“ (Berntsen/Rubin 2004: 427) oder um *cultural life scripts* als „cultural template to guide a stable selection of events for her life story“ (Fivush/Habermas/Reese 2019: 162f.),
- mal um *Lebensskripte* beispielsweise in Form von „Leben als harte und gute Arbeit, die zum Erfolg führt“, ‚Leben als mehr oder weniger erfolgreicher Kampf‘, ‚Leben als Aneinanderreihung von glücklichen Momenten‘, ‚Lebensweg als Folge göttlichen Wirkens‘ und ‚Leben in der und für die Familie‘“ (Wohlfarth 2012: 60f.), u.v.m.

Ausdrücklich nicht als *script/Skript* bezeichnen Habermas/Bluck 2000 ihr Konzept des *life story schema*: Im Gegensatz zu *script* habe *schema* „the benefit of not limiting organization to only a temporal [...] structure“ (Habermas/Bluck 2000b: 126). Sie definieren es als „a skeletal mental representation of life’s major components and links“ (ebd.: 121) bzw. „a mental organization of one’s past that models one’s experience with life“ (ebd.: 126). Sie stellen sich vor, dass es dieses *life story schema* ist, das *autobiographical memory* (AM) strukturiert, die *life story* mental repräsentiert und so ökonomisch und effizient Ressourcen bereitstellt, das eigene Leben erinnern und erzählen zu können. Es handelt sich also um eine Art Abkürzungsstrategie, „to organize the search so as to inhibit retrieval of the huge amounts of information one has stored about one’s life in the past“ (ebd.). Es organisiert *autobiographical reasoning* ebenso wie das Erzählen des *life narrative*.

All diese diversen Skriptbegriffe lassen sich nicht nur grundsätzlich dem Paradigma der Vorgeformtheit zuschreiben, sondern in ihrem Anwendungsbezug auch der Differenzierung von Biographie I/Lebensvollzug und Biographie II/Lebenserzählung zuweisen. In meiner Auswertungsarbeit hat sich bewährt, für die drei Dimensionen der Lebenserzählung, Chronik, Re-Inszenierung und Eigentheorie jeweils eigene „Skripte“

anzunehmen, die einzelfalltypisch deutlich ausgeprägt zu erkennen sein können. Die Dimension der Chronik, also die Person-Stimme, folgt dabei am deutlichsten dem historischen Lebensvollzug und orientiert sich deutlich am Lebenslauf im Sinne der Abfolge gesellschaftlich erwartbarer Lebensstationen. Hier spielen Vorstellungen der Chrononormativität eine Rolle, also die Frage nach der kulturell erwarteten Rechtzeitigkeit bestimmter Lebensereignisse, der bei (mutmaßlicher) Abweichung durch die Selbsterzählenden in aller Regel metakommunikativ Rechnung getragen wird. Man könnte von *Lebenslaufplan* sprechen, der doppelgesichtig sowohl auf Lebensführung als auch die Strukturierung der Lebenserzählung einwirkt. Die Orientierung am Modell auf dieser Ebene des globalen Erzählens richtet sich, so sie fallspezifisch vorliegt, auf ein *Globalskript*, das ich zur Vermeidung des überlasteten Skript-Begriffs als *globalen Erzählplan*²⁵ bezeichne. Auf Dimension der Re-Inszenierung, also der Erzähler-Stimme, zeigt sich, wie schon Norrick 1998 hervorgehoben hat, „that some speakers recycle stories as fairly intact units, apparently sometimes with moveable subsections, tailoring them just as much as necessary to fit the current context“ (ebd.: 90). Auch Heller/Morek/Quasthoff 2015 bezeichnen in ihrer Auseinandersetzung von *mehrfachem Erzählen* solche „Verfahren der Wiederverwertung einer Erzählung daher als recycling“ (ebd.: 354). Haapanen/Perrin 2020 denken die Metapher schließlich weiter, wenn sie annehmen, dass sich analog zu PET-Flaschen auch bei *linguistic recycling* von „down-, cross-, and upcycling“ (ebd.: 3f.) sprechen lässt. Die Orientierung am Modell auf dieser Ebene des lokalen Erzählens richtet sich auf ein *Lokalskript* bzw. einen *lokalen Erzählplan*. Auf Dimension der Eigentheorie schließlich finden sich solche skriptartigen Modelle in Form des bereits eingeführten *biographischen Narrativs*, das als *Leitmotiv* erkennbar wird oder explizit in selbstcharakterisierenden Argumentationen formuliert wird, durch die sich die *Selbsttheorie* bzw. das *Makronarrativ* der Selbsterzählenden repräsentiert. Es handelt sich hierbei um *Selbstschemata*, die Lefarth et. al. 2018 definieren als „kognitive Strukturen, die zentrale Annahmen über das Individuum beinhalten und der Organisation selbstbezogener Informationen dienen“ (ebd.: 16). Im Idealfall tragen sie „den psychologischen Motiven der Selbstwerterhöhung und des Konsistenzstrebens Rechnung“ (ebd.), stützen also als „selbstwertdienliche Kausalattributionen in Form eines Self-Serving-Bias“ (ebd.: 73), wie schon die *personal myth* von Rollo May, die mentale Gesundheit. Bedroht wird diese jedoch durch dysfunktionale Selbstschemata. Mit dem Alternativbegriff *Selbstkonzept* findet sich auch bei Schütze das bedrohliche Bild, dass „auch bei den zunächst stabil gebliebenen Selbstkonzepten Risse entstehen [können] [...] [und ein] partieller biographischer Zusammenbruch“ (Schütze 1981: 99) folgen kann. Durch die dadurch erhöhte Selbstaufmerksamkeit kann dies eskalieren, denn werden „diese Schleifen einige Male durchlaufen, kann der Glaube an das eigene Selbst wiederum partiell zusammenbrechen“ (ebd.).

Mit möglichen globalen und lokalen Erzählplänen und biographischen Narrativen liegen jedenfalls im Regelfall starke Modelle vor, an denen sich Selbsterzählende orientieren und die narrative Wiederholungen nicht nur wahrscheinlich, sondern auch notwendig machen.

25 Bei Schütze findet sich dieser Begriff m.W.n. ein einziges Mal, wenn er 1984 von *Relevanzabstufungsmarkierern* spricht, die darauf hinweisen können, „daß die vorliegende Seiten- bzw. Hintergrundkonstruktion nicht zum ‚eigentlichen‘ Erzählplan gehört“ (Schütze 1984: 108). Da er den Begriff und dessen Denkfigur nicht ausführt bleibt unklar, wie Schütze das Verhältnis zwischen *Erzählplan* und *Erzählfolie* (vgl. 3.3.1) sieht.

3.3.3 Das Paradigma der interaktiven Hervorbringung

In „Le récit de vie“ („Die Lebenserzählung“, 2018) bezieht sich der Soziologe Daniel Bertaux auf Ferrarotti, wenn er feststellt: „einem Aufnahmegerät erzählt man sein Leben nicht“ (Bertaux 2018: 72). Mit diesem Grundsatz hängt unmittelbar zusammen, dass Bertaux für seine am Modell des *Narrativen Interviews* orientierten Erhebungen den Begriff „Interview“ meidet und diese stattdessen als *narratives* oder *erzählendes Gespräch* bezeichnet. Entsprechend wichtig ist ihm die strenge Unterscheidung von „Autobiographie“ und „Lebenserzählung“, die man nicht verwechseln dürfe. Denn letztere entstehe „in dialogischer Interaktion zwischen zwei Menschen: dem_der Interviewpartner_in, der_die erzählt, und dem_der Forschenden, der_die zuhört, begleitet, ermuntert und anspornt; sie hat also nicht eine_n, sondern zwei Autor_inn_en“ (ebd.: 49). Eine solche Unterscheidung findet sich bei Arnulf Deppermann 2013 bezogen auf Forschungsperspektiven: *Interview als Text* als ein Verständnis, das „Interviews unter inhaltlichen Gesichtspunkten analysiert und als Zugang zu einer vorgängigen sozialen oder psychischen Wirklichkeit“ ansieht, und *Interview als Interaktion*, das Interviews versteht „als situierte Praxis, in welcher im Hier und Jetzt von InterviewerInnen und Befragten gemeinsam soziale Sinnstrukturen hergestellt werden“ (ebd.: o.S.).

Der Erziehungswissenschaftler Thomas Göymen-Steck mahnt, das narrative Interview „nicht mit einem quasi geistigen Monolog zu verwechseln“ (Göymen-Steck 2009: 147). Die bzw. der Teilnehmende beteilige „sich an Kommunikation und spielt damit eben ein soziales (!) Spiel²⁶, muss sich also bei allen Freiheiten zumindest auch an der Fremdreferenz des realen Gegenübers orientieren“ (ebd.). Dadurch sei beobachtbar, „wie sich der Erzähltext mit Kontexturen im Sinne eines virtuellen Publikums versorgt, und insbesondere, welche Position der Interviewer innerhalb dieses Publikums zugewiesen bekommt“ (ebd.).

Da im Fall des Narrativen Interviews „das Setting der Datenerhebung die Daten selbst beeinflusst“ (Marotzki 2006: 127) handelt es sich unvermeidbar um ein *reaktives* Verfahren. Die mit ihm gewonnenen Darstellungen sind somit grundsätzlich *recipient-designed* (vgl. exempl. Ferrara 1994: 56) bzw. beinhalten *Adressatenzuschnitt* (vgl. exempl. Deppermann/Blühdorn 2013) und *Hörerorientierung* (Lucius-Hoene/Deppermann 2002: 257). Gülich und Lucius-Hoene 2015 heben als *Primat der Interaktion* hervor, dass „jede Äußerung [...] im sequentiellen Kontext und im zeitlichen Verlauf des Gesprächs zu sehen [ist], und [...] immer als Ergebnis gemeinsamer Aktivitäten – als ein *interactional achievement* (Schegloff 1982) – betrachtet“ (Gülich/Lucius-Hoene 2015: 137) werden muss. Entsprechend sieht nicht nur die Auswertungsmethode der biographischen Fall-

26 In meinem Korpus wird die Erhebungssituation tatsächlich auch einmal als „Spiel“ bezeichnet, in diesem Meta-Dialog zwischen Joachim Marne und mir: „JM: Es klin-, nein! Ja ja, *das is ja-, das is ja das-,* [schmunzelt] das is ja de-, Sie-, Sie verlangen von mir die Quadratur des Kreises! / I4: Naja, *ich darf doch mal fragen* [scherzend, gespielt unschuldig] / JM: Ja, natürlich dürfen Se fragen. [lacht] / I4: [lacht mit A] / JM: Ham-, *ham Sie sich jetzt zur Pflicht gemacht* [scherzend, gespielt leidend, reibt sich dabei mit der Hand durchs Gesicht] / I4: *Ja* / JM: *Is ja-,* [gleichzeitig] ja i-, ich-, ich versuche ja auch das Spiel, weil es e'n ernstes Spiel is', mitzuspielen.“ (14m-MARNE2017b: 3144f.)

rekonstruktion nach Gabriele Rosenthal vor, die empirische Auseinandersetzung mit der Analyse der gegenwärtigen Erzählsituation beginnen zu lassen:

Erzählte Lebensgeschichten sind in ihrer Entstehung an die Gegenwart ihrer Produktion gebunden. Sie entstehen *jeweils neu in der Interaktion mit anderen Menschen*, seien diese nun leibhaftig anwesend oder beim Schreiben der Biographie als idealisierte, verallgemeinerte Andere gedacht. Die gegenwärtige Lebenssituation des Erzählers, seine Gegenwartsperspektive bestimmt den Rückblick auf die Vergangenheit. (Rosenthal 1994: 9, Herv. d. Verf.)

In der Formulierung „jeweils neu in der Interaktion mit anderen Menschen“ drückt sich pointiert die Erwartung von *Erhebungsemergenz* aus. Es stellt sich die Frage, wie sich die Annahme der Eigendynamik von Stegreiferzählungen (vgl. 3.3.1) mit diesem *Paradigma der interaktiven Hervorbringung* vereinbaren lässt. Auch der Psychologe Wolfgang Kraus formuliert mit „Je nachdem, mit wem wir sprechen“ ein Plädoyer für die Interaktivität:

Denn „die“ Lebensgeschichte darf nicht als ein stabiles Konstrukt verstanden werden, das nach Belieben präsentiert werden könnte. Charlotte Linde (1993) macht uns darauf aufmerksam, daß diese Geschichte faktisch nie vollständig präsentiert wird. Wir erleben mehr als wir erzählen und wir erzählen anders vor den jeweils anderen. *Je nachdem, mit wem wir sprechen* und welches Selbstbild wir präsentieren wollen, geben wir „unserer“ Geschichte unterschiedliche Färbungen, wir lassen das eine aus und betonen das andere. Insofern ist die Selbstgeschichte in der Tat ein „work in progress“, dessen Teile sich immer wieder verändern, je nachdem wie die Zuhörerschaft darauf reagiert und je nachdem, wie wir aktuelles Erleben integrieren müssen. (Kraus 1999: o.S., Herv. d. Verf.)

Der Erziehungswissenschaftler Dieter Nittel dagegen expliziert die Gegenläufigkeit von Erhebungseffekten und Erzähldynamik, in dem er die Kritik an Narrativen Interviews (namentlich durch Hans-Christian Koller und Harald Welzer) wie folgt zusammenfasst:

Die Erhebungssituation lasse sich, so der Einwand, nicht in der Weise gestalten, dass die Faktoren Sympathie und Antipathie, Schamgefühle und der Wunsch nach Diskretion oder unterschwellige Darstellungsabsichten in der Interaktionsbeziehung zwischen Informant und Forscher tatsächlich so beherrscht würden, dass ihr Einfluss auf das im Interview Gesagte neutralisiert werden könne. Die Kontingenz der Erhebungssituation sei stärker als die Zugzwänge des Erzählschemas und die kognitiven Figuren, so dass ein anderer Interviewer zwangsläufig auch eine gänzlich andere Lebensgeschichte evozieren würde. (Nittel 2008: 77)

Der Konjunktiv des Satzes deutet schon an, dass Nittel (der auf Basis von Einmalhebungen auf „Repertoiregeschichten“ schließt [vgl. 3.3.1]), Interaktivitätseffekte relativiert. Schon Schütze 1984 gestand zwar zu, dass narrativen Interviews „mit Notwendigkeit eine interaktionsbezogene Komponente“ (ebd.: 79) zukäme, schrieb dieser jedoch nur eine geringe Wirkmächtigkeit zu. Diese möge zwar eine „Basisarbeit der Intersubjektivitätsverbürgung“ (ebd., Herv. i. O.) enthalten, allerdings sei die „*Gestaltungsdynamik* der autobiographisch-narrativen Mitteilung – d. h. die

Strukturierung der Darstellungsaktivitäten einschließlich des Thematisierens und des Ausführens von thematischen Ankündigungen – *aus dem aktuellen Inter-subjektivitätsbezug nicht ableitbar*“ (ebd.: 80, Herv. i. O.). Der Erzählstrom sei nämlich insbesondere „wenn sich der Interviewer als Interaktionsgegenüber [...] auf die strikte Rolle des reinen Zuhörers zurücknimmt [...] nicht von der Orientierung auf den Zuhörer, sondern von der Struktur der eigenen lebensgeschichtlichen Erfahrungsaufschichtung des Erzählers als Biographieträgers (sic) und seiner gegenwärtigen Haltung zu dieser“ (ebd.) abhängig. Schütze unterstreicht wiederholt seine Auffassung, dass die „Darstellungsstruktur der Erfahrungskapitulation im Stegreiferzählen nicht aus der Interaktionsdynamik der Kommunikationssituation ableitbar ist“ (ebd.). Eine Erklärung dafür bleibt er jedoch schuldig, so dass ich im Folgenden den Versuch unternehme, die widerstreitenden Annahmen miteinander in Einklang zu bringen.

3.3.4 Zu einer Vereinbarkeit der Paradigmen

Die drei Paradigmen scheinen zunächst unversöhnlich nebeneinanderzustehen, zu unterschiedlich sind zunächst ihre methodologischen Erwartungen an empirisches Stegreiferzählen: Das Schütze'sche Paradigma der Erzählemergenz rechnet mit einer unkontrollierbaren Selbstläufigkeit des Erzählens, die kaum bis keine Anzeichen von Adressatenzuschnitt erkennen ließen und hält (mutmaßliches) Wiedererzählen für ein Unterlaufen des Stegreifprinzips. Auch das konversationsanalytische Paradigma der Interaktivität rechnet mit hoher Emergenz, die hier allerdings auf die situative Adressierung der sozial und intersubjektiv ausgehandelten Kommunikationssituation zurückgeführt wird. Diese beiden Erwartungen, dass Erzählen zwangsläufig immer je neu und dadurch gewissermaßen stets *Erstmalerzählen* sei, konfrontiert die Wiedererzählforschung mit ihren Befunden, die im Vergleich von Längsschnittdaten erstaunliche Wiederholungsphänomene aufzeigen. Die von mir durchgeführte *globale* Wiedererzählforschung, die nicht nur auf den Vergleich wiederholt erzählter Einzel-episoden setzt, sondern die Gesamtgangstruktur von Lebenserzählungen im Stegreif berücksichtigt, macht deutlich, dass alle drei Paradigmen notwendig sind, um die auftretenden empirischen Phänomene erfassen und erklären zu können. Dementsprechend bemühe ich mich im Folgenden um eine Zusammenführung dieser drei methodologischen Erwartungen zu einer gemeinsamen, einzelfallspezifisch sensiblen Forschungsperspektive.

Eine einfache Möglichkeit, im *Paradigma der Erzählemergenz* Phänomene der Reaktivität bzw. Interaktivität stärker zu berücksichtigen, besteht darin, einen vierten *Zugzwang des Erzählens* zu postulieren. Zusätzlich zu den von Kallmeyer/Schütze 1977 unterschiedenen Zugzwängen, die sich allein auf Umfang (Detaillierungs- vs. Kondensierungszwang) und Erzählwürdigkeit (Kondensierungs-/Relevanzfestlegungszwang) richten, lässt sich nämlich von einem *Adressierungszwang* ausgehen. Erst längsschnittlich wiederholte narrative Interviews offenbaren Phänomene der Wiederholung, die Einschätzungen darüber erlauben, welchen Einfluss die Zuhörerorientierung zeigt bzw. konkret: wie die Tatsache zu reflektieren ist, inwiefern ein (anderes) Gegenüber adressiert zu werden scheint (vgl. 4.3.1 Interviewbeziehung und Interviewendenwechsel). An Wiedererzähl-Material zeigt sich empirisch, dass ein solcher *Adressierungszwang* einzelfallspezifisch äußerst unterschiedlich ausgeprägt

ist. Ebenfalls als graduelles Phänomen erkennen auch Gülich und Krafft 2015 den Teilbereich interaktiver Hervorbringung in Interviews, der sich als manifeste Interaktion als *Ko-Konstruktion* bezeichnen lässt. Sie unterscheiden somit „maximales Ko-Konstruieren (z. B. Ko-Formulieren) und minimales Ko-Konstruieren (z. B. Hörsignale, Reformulieren des letzten Wortes)“ (Gülich/Krafft 2015: 386f.), und verweisen auf einen „unscharfen Randbereich“, in dem „man schwer zwischen minimaler Ko-Konstruktion und Abwesenheit von Ko-Konstruktion unterscheiden“ (ebd.: 397) könne.

Ein *Adressierungszwang* richtet sich aber auf mehr. Auch unabhängig vom konkreten Interviewendenverhalten und der konkreten Gestaltung der Erhebung,²⁷ neigen Teilnehmende grundsätzlich individuell unterschiedlich zu Adressatenzuschnitt und Reaktivität. Während manche weitgehend ungeachtet des Gegenübers ihrem Erzählfluss bzw. Erzählplan folgen und fraglos den eigenen Relevanzen nachgehen (vgl. Schlüsselfälle 1 bis 4), scheinen andere ohne konkrete Impulse und motivierende Darstellungsaufträge gar nicht erst das monologische Rederecht der Erzählauforderung annehmen zu wollen, offenbar auch deshalb, da sie scheinbar gar keinen globalen Erzählplan haben (vgl. Schlüsselfälle 5 und 6). Eine mögliche Erklärung findet sich im Bewusstsein aller Beteiligten dafür, dass es sich bei der kommunikativen Situation des Narrativen Interviews um einen Forschungszusammenhang handelt. Diese Art der Kontextsalienz ist in der qualitativen Forschung m.E. nur einseitig behandelt worden, nämlich als „the effects of the observer’s paradox“ (Ferrara 1994: 19, 33f.), also „the concept that holds that the act of observation can alter the naturalness of a situation“ (ebd.), bzw. als *Versuchskaninchen-Effekt* (Marotzki 2006: 127), „denn es kann ja gar nicht vermieden werden, dass der Informant weiß, dass seine Aussagen Material für ein wissenschaftliches Forschungsprojekt darstellen“ (ebd.). Beide Effekte werden als unerwünscht aufgefasst, so dass methodisch möglichst Vorkehrungen zu treffen seien, sie zu minimieren. Ferrara ist deshalb beispielsweise bei der Datenerhebung nicht anwesend und überlässt die Aufzeichnung der Therapiegespräche den beteiligten Therapeutinnen und Therapeuten. Marotzki weist daraufhin, dass solche reaktiven Effekte „nicht zwangsläufig zu Verzerrungen führen [müssen], [...] aber doch ein Problem bereiten [können], das zu Schwierigkeiten für die Gültigkeit der erhobenen Daten führen kann“ (ebd.).

Die Erhebungssituation des Narrativen Interviews als Forschungsinterview lässt sich jedoch auch gegenteilig bewerten, wodurch sich der Adressierungseffekt deutlich relativiert. Es ist nicht zu leugnen, dass es „einen Unterschied dar[stellt], ob ich die Rekonstruktion meines Lebens einem Partner offeriere oder einem Fremden, von dem ich weiß, dass er sie für wissenschaftliche Zwecke verwendet“ (Marotzki 2006: 127). Es

27 Bertaux weist mit dem Begriff des *Thematisierungsfilters* (2018: 51) auf das grundlegende Angerufen-sein der Teilnehmenden. Forschende bitten die Teilnehmenden zwangsläufig, ihre „Erfahrungen de facto durch einen Filter zu betrachten“ (ebd.): „Weil dieser Filter implizit immer vorhanden ist, ist das, was eine lebensgeschichtliche Erzählung hervorbringt, also von vorne herein weit weniger umfangreich, viel stärker fokussiert oder gezielt als eine im Alleingang verfasste Autobiographie“ (ebd.: 53). In diesem Sinne ist davon auszugehen, dass insbesondere angekündigte Forschungshintergründe, -interessen und -fragen unabhängig von der offenen Formulierung des Erzählstimulus den Adressierungszwang erhöhen, indem sie den Filter verstärken und zu einem unausgesprochenen (und nicht intendierten) forschungsthematischen Erzählauftrag führen können (vgl. Kapitel 4 Gesamtkorpusrekonstruktion).

kann jedoch gerade diese Fremdheit sein, die den Erfolg des Narrativen Interviews als Erhebungsmethode begründet. Der Sozialpsychologe Zick Rubin 1975 prägte den Begriff des „*passing stranger*“ effect (Rubin 1975). Er beruft sich dafür auf Simmel: „the stranger who moves on ... often receives the most surprising openness – confidences which sometimes have the character of a confessional and which would be carefully withheld from a more closely related person“ (Simmel 1950: 404 zit. n. Rubin 1974: 182). Die alternativen Begriffe *stranger-on-a-train* (oder *-bus* oder *-plane*) *phenomenon* drücken den Effekt noch lebensweltlicher aus, dass es paradoxerweise ausgerechnet gegenüber Zufallsbekanntschaften in anonym-öffentlichen Situationen zu einem Grad an Selbstenthüllung bzw. Selbstoffenbarung kommen kann, „which you would be unlikely to reveal to people whom you knew much better“ (ebd.). Rubin 1974 erklärt dies mit der Unverbindlichkeit dieser lokal und temporal so begrenzten Begegnung: „When one is with a passing stranger, a person with whom one has only a present but no past and no future, there is a feeling of unaccountability and invulnerability which can have the effect of increasing openness“ (ebd.). Ausschlaggebend scheint also die Unwahrscheinlichkeit zu sein, dass man sich wiedersieht, wodurch die Verantwortung für eine nachhaltige Beziehungsarbeit entfällt und die eigene Selbstoffenbarung keine sozialen Konsequenzen befürchten muss.

Als Erklärung für diese ausgeprägte Selbstoffenbarung gegenüber Fremden, postuliert Zick Rubin einen *reciprocity effect in exchanges of disclosure* (Rubin 1974: 185). Er identifiziert mit *modeling* und *trust* zwei mögliche Mechanismen, durch die Wechselseitigkeit als Grundbedingung einer solchen Selbstenthüllung sichergestellt würden. Beide Mechanismen lassen sich auch am Narrativen Interview feststellen, so dass sich auch dort der „*passing stranger*“ effect belegen lässt. Rubin charakterisiert *modeling* so:

Especially when norms of appropriate behavior are not clearly defined, people look to one another for cues as to what sort of response is called for. If a person sitting next to you on a train talks about the fuel shortage, you are likely to respond in kind. If he proceeds to become more personal and tells you about his recent divorce, and if at the same time he seems to be in command of the situation, you may well infer that disclosing personal matters is the expected and proper thing to do under the circumstances and therefore respond with a personal revelation of your own. (Rubin 1974: 185)

In einer unzureichend durch Normen und Konventionen handlungsgeleiteten sozialen Situation, sei also eine Orientierung am Gegenüber wahrscheinlich, insbesondere wenn dieses „seems to be in command of the situation“. Eine solche unvertraute Situation ist auch die Erhebung eines Narrativen Interviews. Das fehlende Wissen über angemessenes Handeln wird somit erst in der Interaktion selbst erworben bzw. durch ein vorgegebenes Modell angeboten. Kathleen Ferrara hat dies für ihre Datenquelle für Wiedererzählen, also Psychotherapiesitzungen beschrieben: „new participants in therapeutic discourse do not know the norms. It is through discourse itself that they become socialized to doing psychotherapy“ (Ferrara 1994: 37). Für das Narrative Interview hebt Winfried Marotzki das Fehlen vertrauter Normen hervor: „Damit hängt auch die Rollendefinition zusammen, die durch das Setting des narrativen Interviews gegeben ist. Es ist per definitionem keine *normale* Interaktionssituation; sondern eine gewisse Asymmetrie zwischen Informant und Forscher ist gewollt. Es ist eben eine besondere Form der sozialen Interaktion“ (Marotzki 2006: 127). Die

Erhebungssituation ist somit nicht einfach nur desorientierend, da sie ungewohnt und befremdlich ist, sondern zugleich auch insofern orientierend, als sie mit dem Modell des Erzählauftrags der Stegreiferzählung zugleich eine handlungsanleitende und interaktionsorganisierende Absicherung bietet. Zugrunde liegt somit die Verabredung, dass es um Wechselseitigkeit gar nicht geht und das Rederecht vorerst und grundsätzlich weitestgehend einseitig übertragen wird. Die Rollenverteilung sieht vor, dass beim Zusammentreffen zweier einander fremder Personen eine erzählt und die andere zuhört, folglich sowohl die übliche Bezeichnung als „narratives Interview“ als auch Bertauxs Gegenvorschlag des „narrativen Gesprächs“ grob missverständlich erscheinen. Die Monologlizenz ergibt sich somit nicht aus der gedachten Gegenseitigkeit der wechselweisen Enthüllung, sondern aus dem verkündeten wissenschaftlichen Forschungsinteresse.

Als zweiten Faktor zur Ermöglichung von Selbstoffenbarung vor Fremden identifiziert Rubin *Vertrauen*:

A second mechanism which may underlie the reciprocity effect goes beyond modeling, however, and may be called trust. When another person reveals himself to you, you are likely to conclude that he likes and trusts you. He has, after all, made himself vulnerable to you, entrusting you with information about his feelings and experiences which he would not ordinarily reveal to others. A common response in such a situation is to demonstrate to the other person that his affection and trust are well-placed. (Rubin 1974: 185f.)

Wie bereits *modeling* in der Erhebung nicht reziprok durch Nachahmung oder Anpassung „unter Gleichen“, sondern „hierarchisch“ durch das Akzeptieren situativer Sonderregeln und -rollen sichergestellt wurde, wird hier auch *trust* im Forschungsinterview nicht reziprok hergestellt. Vertrauensbildung vollzieht sich hier nicht durch gegenseitiges Anvertrauen, sondern ist durch einen Vertrauensvorschuss gegenüber der Institution Universität bzw. Forschung grundgelegt und wird durch Anonymisierungszusicherung zusätzlich vertraglich gesichert.

Das *Narrative Interview* erweist sich so als ein sozial-interaktiver Sonderraum, der durch die erhebungsmethodisch kontrollierte Etablierung von Asymmetrie durch vorgegebene Diskurs-Regeln Rollenzuweisungen vornimmt, Handlungsfähigkeit sicherstellt und einseitige Selbstoffenbarung nicht nur motiviert, sondern auch plausibilisiert und legitimiert. Diese einseitige Selbstoffenbarung ist zusätzlich durch die Garantie der Vertraulichkeit geschützt. Forschende und Teilnehmende erweisen sich als *passing strangers*, die in der Unvoreingenommenheit fehlender gemeinsamer Vergangenheit und der Unverbindlichkeit ausgeschlossener gemeinsamer Zukunft eine Gegenwart miteinander teilen, die keinerlei sozialen Konsequenzen haben wird, weder untereinander noch in der privaten Lebenswelt. Innerhalb dieses verabredeten Schutzraumes verliert die Person des Gegenübers und der Adressierungszwang an Bedeutung. Durch die Entlastung von der Verantwortung einer nachhaltigen Beziehungsorientierung wird dieser Schutzraum zum Raum einer Selbster- und -darstellung, die sich stärker von Beziehungsorientierungen lösen und am Eigensinn orientieren kann. Ein Eigensinn, der sich mit dem eigenen Reservoir an Erfahrungen, dem eigenen Repertoire an Geschichten, den eigenen Themen, Skripten und Erzählplänen ausdrückt. Die diffuse Schein- oder Teil-Öffentlichkeit des Forschungs-

zusammenhangs, die durch das Aufnahmegerät repräsentiert wird, mag zusätzlich eine Rolle spielen, dass Adressierungseffekte nicht nur grundsätzlich reduziert, sondern zusätzlich von der konkreten Person des physischen Gegenübers abstrahiert sein können. Im Regelfall scheint die interviewende Person dadurch ähnlich funktional austauschbar zu sein wie die Fremden in Bus, Bahn und Flugzeug, unter denen es zu Selbstenthüllungen kommt. Vorausgesetzt natürlich, dass das jeweilige Individuum zu globaler Vorgeformtheit oder Erzählemergenz neigt. Denn verfolgt es keinen Erzählplan und überlässt es sich alternativ auch nicht der Selbstläufigkeit des Erzählens, wird es zu Selbstenthüllung nur durch Beziehungsbildung zu motivieren sein (vgl. Schlüsselfälle 5 und 6).

Es finden sich Hinweise darauf, dass das Interview als Schutzraum übriger sozialer Gewohnheiten selbst dann noch einen Sonderraum darstellt und einen *passing stranger-effect* beinhaltet, wenn sich im Laufe mehrjähriger Forschungsbeziehung eine Vertrautheit zwischen forschender und beforschter Person einstellt. So berichtet Mechthild Bereswill:

[Seine] Interviewerzählungen sind Schauplätze seines dauerhaften Kampfs gegen Missachtung und um Anerkennung. Bemerkenswert ist, dass die Forschungsbeziehung diesem Kampf bisher nicht zum Opfer gefallen ist – das Interview ist vielmehr ein Kommunikationsraum, in dem die verlorenen wie gewonnenen Kämpfe reinszeniert werden, ohne dass die Interviewerin ebenfalls bekämpft wird. Dieser Aspekt weist über den Einzelfall und das Muster des Anerkennungskampfs hinaus auf einen Gesichtspunkt, der für alle untersuchten Fälle bemerkenswert ist: Eine langjährige Forschungsbeziehung etabliert sich jenseits der gängigen Muster von Alltagsbeziehungen, auch wenn die Interaktionen sich den Umgangsweisen in Alltagsbeziehungen mehr und mehr angleichen. (Bereswill 2008: 1599)

Das Forschungsinterview scheint also *unalltglich* und *befremdend* genug zu bleiben, um auch langfristig eine kommunikative Sondersituation zu bleiben.

Hinweise auf reduzierte Adressierungseffekte in lokalen *retellings* finden sich in der Wiedererzählforschung. Beispielsweise bei Norrick 1998, der feststellt, dass die „overall form of the story can remain surprisingly constant in a retelling, although it addresses a new topic and must navigate around different audience responses“ (Norrick 1998: 91). Auch in der Untersuchung von Wiedererzählungen in der Psychotherapie zeigen Scheidt und Lucius-Hoene, dass „die Form der Erzählversionen als wenig adressatenorientiert und wenig variabel erscheint“ (Schumann et al. 2015: 24).

Autobiographisches Wiedererzählen vollzieht sich so in einem Spannungsverhältnis zwischen Erzähldynamik, Vorgeformtheit und Adressierung, unterliegt also wechselweise dem Kontrollverlust durch Zugzwänge des Erzählens, verfolgt mal eigensinnige Darstellungsabsichten und Erzählpläne, steht aber auch mal ganz unter dem Einfluss der Erhebungssituation. Während Erzähl- und Erhebungsemergenzen auch mal Freiheiten entfalten und zu Improvisierungen einladen, sind es die mannigfaltigen Vorgeformtheiten und Modelle, die einerseits diesen Freiheiten entgegenwirken andererseits aber ebenfalls der Selbstläufigkeit des „Abspulens“ unterliegen. Auffällig ist, so illustrieren es meine Schlüsselfallanalysen, dass es ein individuelles biographisches (Wieder-)Erzählprofil gibt, das einzelfallspezifisch darüber bestimmt, welche dieser Kräfte dominieren und in welchem Verhältnis sie zueinander stehen.